

STERBE WOHL!

Gedanken über Leben und Tod

von Pfr. Dr. Thomas Gerlach

Hürdenlauf zum Grab

Es ist kein Wunder, dass die Begegnung mit dem Tod viele Fragen aufwirft. Denn die Abschiede, zu denen der Tod uns zwingt, bereiten große Schmerzen. Und es liegt in der menschlichen Natur, dass wir dem, was uns Schmerzen bereitet, auf den Grund gehen wollen. Wir versuchen zu ergründen, was uns weh tut, entweder um die Ursache des Schmerzes abzustellen – oder wenigstens, weil ein Verlust, den wir verstehen, leichter zu ertragen ist. Wir wüssten gern, warum wir diese traurigen Wege gehen. Doch freilich: Wie sollen wir Auskunft geben können über den Sinn des Todes, wo die meisten nicht einmal Auskunft geben können über den Sinn ihres Lebens? Wissen wir schon nicht, warum wir leben, wie sollen wir da begreifen, was es heißt zu sterben? Das Licht des Verstehens fehlt uns gerade da, wo wir es am nötigsten hätten. Und die Dunkelheit, die vom Tod ausgeht, verfinstert damit auch den Rest unseres Lebens. Denn vom Friedhof heimgekehrt gehen wir ja nicht einfach zur Tagesordnung über, sondern nehmen die lästige Frage mit in unseren Alltag, welchen Sinn dieser Alltag haben kann, wenn er auf nichts weiter hinausläuft als auf den Tod.

Wir bauen Häuser – aber wir bewohnen sie nicht ewig. Wir gehen einer Arbeit nach – aber irgendwann wird sie ein anderer tun. Wie gründen Familien – aber irgendwann werden sie auseinandergerissen. Ist also unser Leben vergebliche Liebesmüh? Unser Dasein wäre dann nicht nur vergänglich, sondern auch vergeblich. Denn mit allem erdenklichen Fleiß hinterlassen wir doch keine Spuren, die der Tod nicht bald wieder verwischt.

Freilich: Normalerweise will das niemand wissen. Und wer es ausspricht, gilt als depressiv. Es sind Wahrheiten, die wir lieber verdrängen und mit Fröhlichkeit überspielen. Wir wollen andere Ziele vor Augen haben, als ausgerechnet den Tod. Und darum schmieden wir tausend scheinbar wichtige Pläne, die uns ablenken und beschäftigen. Sind wir Schüler, so leben wir auf den Schulabschluss hin – und dieses Streben gibt unserem Leben Sinn. Haben wir die Schule geschafft, suchen wir den beruflichen Einstieg. Das ist dann das neue Ziel. Haben wir den Beruf, so geht's ans heiraten. Die Suche nach dem richtigen Partner füllt unser Leben aus. Sind wir verheiratet, so sollen Kinder kommen. Familiengründung heißt das neue Etappenziel. Und sind die Kinder erst mal da, so muss natürlich ein Haus her. Wer könnte das nicht für sinnvoll halten? Wir stecken alle Energie hinein, das Haus abzubezahlen. Haben wir's aber abbezahlt, so gehen wir schon auf den Ruhestand zu. Das ist dann nochmal ein neues Ziel, das unserem Leben Sinn verleiht. Wir streben auf die Rente zu und freuen uns, wenn wir sie halbwegs gesund erreichen. Was aber dann?

Dann geht es irgendwie nicht weiter. Denn bis dahin war unser Leben ja eine Art von Hürdenlauf. Wir suchten immer die nächste Hürde, die nächste Stufe, die nächste Herausforderung. Wir zweifelten nie am Sinn unseres Daseins, denn wir hatten ja immer konkrete Ziele vor uns. Und war ein Ziel erreicht, so ersetzten wir es schnell durch ein neues. Wir ließen keine Leere zu, denn so lange man Pläne hat, scheint das Leben Sinn zu machen. Der Lebensinhalt lag immer im nächsten Schritt, in der nächsten Urlaubsreise, im nächsten Fest, im nächsten Frühling. Nur, an der letzten Station angekommen, im Angesicht des Todes, funktioniert das nicht mehr. Da lässt sich die Sinnfrage nicht mehr auf ein nächstes Ziel hin verschieben. Denn über den Tod hinaus kann man sich nichts vornehmen. Da muss man innehalten am Endpunkt des Lebensmarathons. Und weil der Blick dann nicht mehr erwartungsvoll nach vorn gerichtet werden kann, wandert er zurück. Was aber sehen wir im Lebensrückblick? Da scheint jeder Teil unseres Lebensweges für sich genommen sinnvoll. Die Schule, der Beruf, die Familie, das Haus. Es schien immer folgerichtig, nach einer Hürde die nächste in Angriff zu nehmen. Nur die Gesamtstrecke – wozu haben wir die eigentlich hinter uns gebracht?

Wohl führte jeder Schritt zum nächsten – aber wohin führt uns die Summe der Schritte? Im Rückblick steht nicht der einzelne Schritt in Frage, sondern der Sinn des ganzen Laufes. Und da bleibt dann ein großes Fragezeichen. Denn welchen Sinn hat der weite Weg von der Wiege

bis zur Bahre, wenn er nirgendwo anders hinführt als nur ins Grab? Erhalten und pflegen wir unser Leben bloß, um es möglichst spät zu verlieren? Und lohnt sich diese Mühe, wenn der Tod am Ende doch einen dicken Strich durch unsere Rechnung macht?

Man kann solchen Fragen nicht ausweichen. Und ich meine, wir werden sie erst los, wenn wir sie vom Glauben her beantworten. Denn das Leben ist nicht lustig genug, als dass es seinen Sinn in sich selbst haben könnte. Ist das Leben aber nicht Selbstzweck, so kann es nur Mittel sein zu einem anderen Zweck – einem höheren Zweck. Und das ist in der Tat die Auskunft, die der christliche Glaube uns gibt. Der Glaube sieht es nämlich ganz nüchtern: Dieses Erdenleben für sich genommen ist ein Geschäft, das seine Kosten nicht deckt. Aber es ist brauchbar, als ein Sprungbrett zu etwas Besserem hin. Und wer dies Bessere kennt, für den muss der Tod, keine sinnlose Tragödie sein, kein Abbruch und keine Niederlage, sondern ein Neubeginn. Denn für einen Christen ist dies Erdenleben nichts weiter als eine Durchgangsstation zum ewigen Leben und, wenn man so will, ein Reifungsprozess. Das Diesseits wird damit keineswegs abgewertet, nein! Unser Erdenleben hat viele schöne Seiten und bleibt eine herrliche Gabe. Doch hat niemand den Sinn dieser Gabe erfasst, wenn er nicht merkt, dass dieses Leben über sich hinaus verweist. Diese Erde soll uns gar nicht dauerhaft zur Heimat werden, sondern wir sollen uns hier nur vorbereiten auf den Himmel. Ja: Wir sollen uns einüben in die Gemeinschaft mit Gott – und sollen reif werden für Gottes Reich. Denn das ist der eigentliche Sinn der 60, 70 oder 80 Jahre, die Gott uns gönnt. Diese Jahre sollen uns Gelegenheit geben, in der Zeit mit ihm den Bund zu schließen, der uns in der Ewigkeit trägt. Und ob dabei zugleich unsere Lebenspläne aufgehen – ob wir viel oder wenig Spaß haben – das ist demgegenüber zweitrangig. Denn entscheidend ist nur, ob ein Mensch zu Lebzeiten den Sinn seines Daseins erfasst, ob er seine Bestimmung erkennt oder verkennt, ob er glaubt oder nicht. Denn an dieser Stelle gabeln sich die Wege nach oben und nach unten...

Man darf nicht verschweigen, dass es da zwei Möglichkeiten gibt. Es wäre fahrlässig! Denn jeder Mensch muss wissen, dass er den Sinn seines Lebens verfehlen kann, dass er dann sein gottgewollt-sinnvolles Leben in ein ebenso gottloses wie sinnloses Leben verwandelt – und seine Bestimmung verfehlt. So ein Mensch ist wie ein Päckchen, das seinen Adressaten nie erreicht. Und in diesem Fall ist der Tod dann wirklich eine Tragödie. Denn das Leben mag noch so „schön“ oder „glatt“ verlaufen, es mag voller Wohlstand und Genuss sein – es wird doch der Mensch, der sein Leben ganz dem Vergänglichen gewidmet hat, mit dem Vergänglich zusammen vergehen.

Wer hingegen in seinem Erdenleben ein Sprungbrett und ein Mittel sieht, das ihm zu höheren Zwecken dienen soll, der kann dieses kurze Erdenleben investieren, wie man Kapital investiert, und kann durch diesen Einsatz das ewige Leben gewinnen. Denn genau dazu hat Gott uns dieses Leben gegeben, damit wir Gelegenheit haben in der Zeit mit ihm den Bund schließen, der uns in der Ewigkeit trägt. Gott streckt uns die Hand entgegen und will, dass wir einschlagen. Er macht es uns leicht! Aber billiger, als um den Preis der Nachfolge Jesu Christi ist die Seligkeit nicht zu haben. Sie ist uns zudedacht, diese Seligkeit! Und sie ist sogar „umsonst“ – weil Christus am Kreuz dafür bezahlt hat. Aber die ewige Seligkeit wird uns nicht automatisch zu Teil, wenn wir unser Leben „irgendwie“ hinter uns gebracht haben. Sondern sie wird uns zu Teil, wenn wir sie im Glauben annehmen, die Chance bewusst ergreifen und dem Wort Christi folgen. Vergessen wir's also nicht: Das Leben ist eine Brücke. Wir können getrost hinübergehen. Aber wir sollen keine Häuser darauf bauen...

Ruhe in Frieden

Man liest den Satz oft auf Grabsteinen und in Todesanzeigen: „Ruhe in Frieden.“ Aber was meinen wir eigentlich damit? Und was ist das für ein Frieden, den wir da wünschen? Haben die Verstorbenen Frieden, weil sie von den Sehnsüchten und Wünschen, die uns im Leben umtreiben, nichts mehr spüren? Oder haben sie Frieden, weil sich ihre Wünsche erfüllt haben? Haben sie Frieden, weil sie gegen nichts mehr ankämpfen können – oder weil sie gegen nichts mehr ankämpfen müssen? Ist ihr Lebenskampf beendet, weil sie vom Tod besiegt wurden? Oder ist er beendet, weil Christus ihren Tod besiegt hat? Ist die Ruhe, die wir den Verstorbenen wünschen, die Ruhe, die auf dem Schlachtfeld einkehrt, wenn keiner mehr am Leben ist? Oder ist es die Ruhe, die aus geschlossenem Frieden erwächst? Ja: Bei Lichte besehen ist Friede

nicht gleich Friede, und Ruhe ist nicht gleich Ruhe. Und wenn wir an Gräbern sagen: „Ruhe in Frieden“, dann kann das zweierlei bedeuten. Denn entweder ist es die Übermacht des Todes die uns tröstet, weil wir meinen, die, die am Ende litten, seien nun einfach nicht mehr da. Oder es ist die Übermacht des Lebens die uns tröstet, weil wir meinen, dass die, die litten, nun geborgen sind in Gott.

Im ersten Falle hätten wir Ruhe mit Totenstille gleichgesetzt. Und mit dieser Totenstille wäre bloß ein Friedhofsrieden über die Verstorbenen gekommen. Ein Frieden, der uns vielleicht nur deshalb erleichtert, weil wir ein vergebliches Ringen nicht mehr mit ansehen müssen. Im zweiten Falle aber, wenn wir aus dem Glauben heraus Frieden wünschen, hätten wir nicht bloß an das Ende, sondern an die Vollendung eines Lebens zu denken. Sofern wir Christen sind, meinen wir nämlich nicht bloß, dass die in Christus Verstorbenen das Leben verloren, sondern dass sie den Himmel gewonnen haben. Wir meinen, dass sie nicht bloß am Ende, sondern am Ziel sind. Wir meinen, dass sie nicht bloß das Schlimmste hinter sich, sondern das Beste noch vor sich haben, dass sie nämlich nicht bloß aufgehört haben an dieser Welt zu leiden, sondern dass sie angefangen haben sich an Gottes unmittelbarer Gegenwart zu freuen.

Mit anderen Worten: Christliche Hoffnung beinhaltet viel mehr, als nur die Gnade, sich in Nichts auflösen zu dürfen. Sie zielt auf viel mehr als bloß auf einen schmerzlosen Schlaf der Bewusstlosigkeit. Denn der Friede, den wir meinen, ist ganz konkret die Gemeinschaft eines Christen mit seinem auferstandenen Herrn, der ja aus keinem anderen Grunde zur Welt kam, als nur um den Seinen diesen Frieden zu schenken.

Im Johannesevangelium sagt Jesus: *„Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht“* (Joh 14,27). Und wenig später betont er es nochmals: *„Das habe ich mit euch geredet, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“* (Joh 16,33).

Das sind kurze und doch mächtige Worte, die Jesus mitten hinein spricht in die Angst, in den Streit und die Not dieser Welt. Es sind Verheißungen des Friedens inmitten des Sturmes. Und sie gelten jedem, der auf den Namen Jesu Christi getauft wurde. Jedem Christen ist dieser Friede versprochen. Und darum – nur darum! – können wir unsere Verstorbenen ohne Sorge ziehen lassen. Nicht, weil ein langes Leben schon aufgrund seiner Länge als gelungen gelten könnte. Nicht, weil die Ruhe des Todes an und für sich besser wäre als die Unruhe des Lebens. Nicht, weil vorher alles bereinigt wurde. Und auch nicht bloß, weil viele im Sterben eine Situation hinter sich lassen, die ihnen sowieso nicht mehr gefiel. Sondern vor allem deshalb können wir sie gehen lassen, weil sie einen Lauf vollendet haben, der nicht ziellos war, sondern sie zurückführte in die Hand ihres Schöpfers, der es gut mit ihnen meint...

Das ist großer Trost, der da aus dem Glauben kommt! Wer den aber nicht teilt, der muss nach anderem suchen, was ihn trösten kann. Und er wird wenig finden. Denn bei realistischer Betrachtung zeigt sich, dass ein hartnäckiger christlicher Glaube alles ist, was wir zerbrechlichen Geschöpfe dem Tod entgegenzuhalten haben. Wenn nach und nach alles ins Wanken gerät, woran wir uns hielten, wenn die Kraft uns verlässt, wenn wir flexibel sein müssten und doch nicht mehr flexibel sein können – dann wird es Gottes Liebe sein, die uns trägt, oder nichts wird uns tragen. Entweder ist es dann Gottes Treue, die uns hält, oder nichts wird uns halten. Entweder werden wir dann durch seine Gnade alles gewinnen oder werden alles verlieren. Darum sollte niemand Trost und Hoffnung, auf wackelige Fundamente gründen: Nicht auf die menschliche Qualitäten eines Verstorbenen oder auf das treue Angedenken der Nachwelt. Sondern besser auf den einen, der über Tod und Leben hinaus für uns und unsere Verstorbenen zu sorgen vermag – nämlich auf Jesus Christus, der inmitten unserer Überforderung niemals überfordert ist, und der auch in der Zweideutigkeit unserer Gefühle immer Eindeutigkeit bewahrt. Jesus Christus ist der eine und einzige, der die Liebe besaß, für uns zu sterben, und der die Macht besitzt, auch unseren Tod zu überwinden. Jesus Christus ist der eine und einzige, der sich für die Verstorbenen noch zuständig fühlen kann, weil nur sein Arm hinabreicht bis ins Reich des Todes. Er ist der eine, der gerade richten kann, was in unserem Leben krumm war. Er ist der eine, der alle Tränen zu trocknen und alle Wunden zu heilen vermag. Und er ist darum auch der einzige, dem wir unsere Verstorbene anvertrauen können.

Denn sie sind zwar von Erde genommen. Und sie werden wieder zu Erde. Aber wenn sie Gnade finden vor den Augen Jesu Christi, so wird er ihnen ein neues Leben schenken. Sorgen wir

uns also nicht um die Verstorbenen. Sondern sorgen wir um uns selbst, dass wir uns selbst auf den letzten Weg und auf die Ewigkeit vorbereiten. Hier sind wir nämlich nur kurz. Dort sind wir lang. Hier ist alles so vergänglich wie wir selbst. Dort aber sind Wohnungen, aus denen uns keiner mehr vertreibt. Hier ist Leid und Geschrei. Dort aber ist Friede. Hier ist Streit und Traurigkeit. Dort aber ist Liebe. Hier ist Missverstehen, Angst und Schuld. Dort aber ist Wahrheit und Vergebung unter Gottes Augen. Wenn's aber so ist – sollten wir dann den Verstorbenen nicht gönnen, dass sie uns einen großen Schritt voraus sind? Gehen wir unseren Weg nur im Glauben weiter, so führt er uns über kurz oder lang zu demselben Ziel. Und an diesem Ziel anzukommen, allein das ist wichtig...

Das Leben bilanzieren

Wenn der Tod kommt, zieht er unter das gelebte Leben einen dicken, abschließenden Strich. Denn zu der Fülle des Guten und Bösen, des Schönen und Schweren in diesem Leben, tut danach niemand mehr etwas hinzu, und niemand nimmt mehr etwas davon weg. Mit dem Tod ist das Buch des Lebens geschlossen, die Bilanz ist gezogen. Und was ist es dann gewesen? Schon die Frage, woran man das bemessen soll, ist nicht leicht zu beantworten.

Der eine wird vielleicht ganz oberflächlich auf die Länge des Lebens schauen und wird sagen: „Lange leben ist immer gut“. Aber ist ein kurzes Leben allemal ein schlechtes und missglücktes Leben? Der andere wird vielleicht versuchen, die Erfolge des Lebens gegen die Misserfolge aufzurechnen. Aber was ist ein Erfolg? Gehören auch die Siege dazu, die ein Mensch auf Kosten anderer errungen hat? Sollte man das Leben eines Menschen messen an den Träumen, die er sich erfüllen konnte? Aber was ist, wenn diese Träume ganz töricht waren? Sollte man da nicht besser versuchen, in der Lebensbilanz einfach glückliche und unglückliche Tage gegeneinander aufzurechnen? Doch was würden wir von einem Menschen halten, der zwar glücklich war, aber sein Leben lang zu nichts nützte? Sollten wir demnach lieber das Augenmerk auf Pflichterfüllung und Arbeitsleistung richten? Doch was helfen die Leistungen eines Lebens, wenn man ihren Ertrag doch am Ende nicht mitnehmen kann?

Um es kurz zu machen: Der Versuch ein Leben zu bilanzieren, führt immer zu der Frage, welchen Maßstab wir zugrunde legen. Und um den rechten Maßstab zu benennen, muss man Sinn und Ziel des menschlichen Lebens kennen. Welches Ziel aber sollte das sein, wenn nicht das, das der Schöpfer seinem Geschöpf gesetzt hat? Wir kommen aus seiner Hand, wir sollen zurückkehren in seine Hand, und darüber, ob uns das gelingt, befindet Gott allein. Mit anderen Worten: Im Angesicht des Todes ist keiner der genannten Maßstäbe entscheidend. Es zählen dann nicht mehr Ehren und Verdienste. Es ist nicht mehr entscheidend, was andere Menschen über uns denken. Und es ist nicht einmal mehr entscheidend, was wir über uns selbst denken. Sondern da, kommt es nur noch darauf an, was Gott über uns denkt, und wie wir in Gottes Augen dastehen. Denn er spricht über uns das erste und das letzte Wort. Er gibt uns Sinn und Ziel. Bei ihm beginnt die Bahn unseres Lebens und vor seinem Richterstuhl endet sie wieder. Was aber dazwischen geschah, das muss sich messen lassen an seinen Plänen – und nicht an unseren. Denn Gott ist ein Richter, der Rechenschaft verlangt für all die uns geschenkten Jahre.

Nicht wir ziehen also Bilanz. Sondern Gott tut es. Und nach welchem Maßstab er urteilt, daraus hat er kein Geheimnis gemacht. Denn die Heilige Schrift gibt uns darüber Auskunft. Wenn ein Leben endet, dann fragt Gott nicht danach, ob es ein nach irdisch-menschlichen Maßstäben „erfolgreiches“ Leben gewesen ist, oder ob's „Spaß gemacht“ hat. Aber er fragt danach, ob der betreffende Mensch sich seinem Wort, und seiner Gnade geöffnet hat. Er teilt die Menschheit nicht ein in reich oder arm, klug oder dumm, glücklich oder unglücklich, erfolgreich oder gescheitert, angesehen oder verachtet. Aber er fragt nach dem Glauben, nach dem Gehorsam und dem Vertrauen, das ihm ein Mensch entgegenbringt. Und allein daran entscheidet sich das weitere Schicksal der Seele. Denn Jesus Christus spricht:

„Wer zu mir kommt, und hört meine Rede und tut sie – ich will euch zeigen, wem er gleicht. Er gleicht einem Menschen, der ein Haus baute, und grub tief und legte den Grund auf Fels. Als aber eine Wasserflut kam, da riss der Strom an dem Haus und konnte es nicht bewegen; denn es war gut gebaut. Wer aber hört und nicht tut, der gleicht einem Menschen, der ein Haus baute auf die Erde, ohne Grund zu legen; und der Strom riss an ihm, und es fiel gleich zusammen,

und sein Einsturz war groß." (Lk 6,47-49) Nun – das Bild ist so sprechend, dass es gar keiner Auslegung bedarf. Denn es setzt die Dinge ganz klar ins Verhältnis: Jesus bestreitet nicht, dass Vieles wichtig ist im Haus des Lebens. Gesundheit ist so wichtig wie die Mauern eines Hauses. Wohlstand ist so wichtig wie das Dachgebälk. Freundschaft und familiärer Zusammenhalt sind so wichtig wie die Heizung im Haus. Jesus hat nichts gegen diese Dinge. Nur sind sie eben dem nichts nütze, der das Haus seines Lebens auf Sand gebaut hat. Denn seinem schönen Haus fehlt dann das Fundament, und der Sturm des Todes bläst es mit Leichtigkeit um. Die Warnung in diesem Bild wird wohl jeder verstehen. Doch liegt auch Trost darin, denn es gilt auch der umgekehrte Schluss:

Es mag ein Leben nach irdischen Maßstäben erfolglos scheinen. Es mag viel zu kurz sein, voller Krankheit und Unglück, ohne Wohlstand, ohne Familie, ohne erkennbare Leistungen. Das Gebäude des Lebens mag offensichtliche Mängel haben an den Mauern, im Dachgebälk und im Inneren. Und doch wird dieses Haus im Sturm des Todes Bestand haben, wenn es auf Fels gebaut ist – wenn es nämlich auf Gottes Wort und auf die Gnade Jesu Christi aufbaut. So oder so zählt zuletzt nur noch das Fundament. Und ist dieses Fundament der Glaube, so müssen wir den Tod nicht aus unseren Gedanken verdrängen, sondern können ihm mit Zuversicht begegnen. Denn wo wir im Glauben leben und sterben, da lässt der barmherzige Gott uns nicht fallen.

Für all unsere Schwäche setzt dann Christus seine Stärke ein, und für all unsere Schuld rechnet Christus seine Gerechtigkeit an. Gegen unseren Wankelmut hilft Christi Beharrlichkeit, und gegen unseren Kleinglauben setzt Christus sein Gebet. Über unsere Dummheiten siegt seine Weisheit, und über unseren Tod triumphiert seine Auferstehung. Sollten Christen da nicht fröhlich und zuversichtlich sein?

Gewiss: Unser Lebensgebäude, ist in der Regel kein Prachtbau. Unser Lebensgebäude gerät oft ganz anders und gerät viel schiefer, als wir es in der Jugend einmal planten. Aber das ist nicht entscheidend, wenn das Ganze nur auf gutem Fundament steht. Denn Gott fragt nicht nach unserem Versagen und auch nicht nach unseren Erfolgen, sondern er fragt allein danach, ob wir ihm vertrauen, ob wir also die Hütte unseres Lebens auf den Fels des Glaubens gebaut haben. Und haben wir das getan, so können wir dem Tod gelassen entgegensehen. Denn was er vermag, ist dann nicht mehr viel. Er vermag uns dann nur noch überzusiedeln in die himmlische Heimat, wo wir uns des ewigen Lebens viel mehr freuen werden als hier des irdischen. Denn dort ist die Schlacke des irdisch-gebrechlichen Lebens von uns abgetan, der Bann ist gelöst – und wir schauen mit eigenen Augen Gottes Licht...

Nicht Marmor oder Diamant

An den Gräbern unserer Angehörigen spüren wir deutlich, was wir im Alltag gern vergessen und verdrängen: Wir spüren die Endlichkeit unseres Daseins. Und wir merken, dass diese Endlichkeit unserem Leben großen Ernst verleiht. Denn der Tod nimmt uns die Möglichkeit, an unserem Leben noch einmal etwas zu ändern. Er verhindert die Revision des einmal gelebten Lebens und verleiht damit allen getroffenen Entscheidungen Endgültigkeit. Was schön war am Leben mit dem Verstorbenen, das wird sich nicht mehr wiederholen lassen. Und was daran verkehrt war, wird sich nicht mehr korrigieren lassen. Was man gesagt hat, lässt sich nicht mehr zurücknehmen. Und was man zu sagen versäumt hat, kann man nicht mehr nachholen. Gewiss sind da Erinnerungen, die man treulich bewahren kann. Doch was der Verstorbene anderen schuldig blieb, und was wir ihm schuldig blieben, das wird sich nicht mehr korrigieren lassen:

Ist der Tod erst einmal da, so bleibt alles wie es war, sei's gut gewesen oder schlecht, vollendet oder unvollendet, denn der Platz des verstorbenen Menschen, bleibt künftig leer. Wahrscheinlich enthielt sein Leben die üblichen Mischung aus, schweren Zeiten und schönen Zeiten. Doch was ihm in der Zeit Geborgenheit gab, Heimat, Freude und Sicherheit, das half ihm im Angesicht des Todes wenig...

Freilich: Wir wollen das nicht wahrhaben. Wir versuchen feste Burgen um uns herum aufzubauen. Wir suchen Schutz bei Menschen und suchen zugleich Macht über sie zu gewinnen. Wir schützen uns mit festen Gewohnheiten und festen Ansichten. Wir legen uns eine raue Schale zu und verteidigen unseren Platz. Wir ziehen uns zurück und verkriechen uns in uns selbst.

Wir hängen uns an Häuser, als ob wir ewig drin wohnen könnten. Wir versuchen Spaß zu haben, um nur nichts zu verpassen, wir versuchen satt zu werden, an dieser Welt. Am Ende aber rinnt uns das alles durch die Finger, und man trägt uns hinaus auf den Friedhof.

Was nützen uns dann Hab und Gut? Was nützen uns Klugheit und Erfahrung? Was nützen alle Menschen? Zuletzt unterliegt das alles, dem allgemeinsten Gesetz, das wir kennen, nämlich dem Gesetz der Vergänglichkeit.

In der Blüte unserer Jahre meinen wir, wunder was wir sind. Am Ende aber stoßen wir auf die schlichte, biblische Wahrheit, die uns einen ernüchternden Spiegel vorhält: *„Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.“* (1.Mose 3,19) Hart klingen diese Worte, in den Ohren stolzer Menschen. Und doch erinnern sie uns bloß, an den biblischen Bericht von der Erschaffung des Menschen, nach dem Gott den Menschen aus einem Klumpen Erde formte. Wie ein Töpfer nach dem Ton greift, so nahm der Schöpfer eine Handvoll Lehm, um daraus Menschen zu bilden. Und schon die Wahl dieses weichen und formlosen Materials sagt einiges über die Kreatur, die daraus entstand.

Denn Gott hat uns eben nicht aus hartem Ebenholz geschnitzt. Er hat uns nicht aus Stahl gegossen. Er hat uns nicht in glänzenden Marmor gemeißelt. Er hat uns nicht aus unvergänglichem Diamant herausgeschliffen. Sondern er hat uns aus der dunklen Erde geformt, die fruchtbar ist, weich und wandelbar. Er hat den Menschen damit eingeschlossen in den Kreislauf des Werdens und Vergehens. Er hat ihm Erdschwere und Erdverbundenheit mitgegeben. Er hat ihn zerbrechlich gemacht, wie irdene Gefäße eben zerbrechlich sind. Und er hat damit auch den Weg vorgezeichnet, den wir am Ende gehen. Denn wir sind alle von Erde genommen und werden wieder zu Erde werden. Und wenn man uns eines Tages zu Grabe trägt, wird man auch über uns sagen: „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zum Staube.“

Kränkt uns das? Verletzt es unser Selbstwertgefühl? Das mag schon sein. Doch in Wirklichkeit zerstört die Einsicht in unsere Vergänglichkeit, ja nur Illusionen – und zerstört darum nichts, was nicht wert wäre zerstört zu werden. Wer dem stolzen Wahn anhängt, er müsste hart sein wie Stahl, der wird eines Tages entdecken, dass er zerbrechlich ist. Wer meint, er wäre rein wie ein Diamant, der wird an sich eines Tages dunkle Flecken der Schuld bemerken. Und wer denkt, er könnte unvergänglich glänzen wie Marmor – der wird sich damit früher oder später zum Narren machen.

Schaden wird das dem Menschen aber nicht. Denn wir lernen dabei ja nur, dass wir weder von dieser Welt noch von uns selbst erwarten sollten, was allein von Gott erwartet werden kann. Nicht unsere Sache kann es sein, dem Tod etwas entgegenzusetzen. Sondern allein Gottes Sache kann es sein. Denn er allein hat die Macht und auch den Willen dazu. Ja, tatsächlich: Er, der uns überhaupt nichts schuldet, kann und will uns doch das ewige Leben schenken. Er, der unser nicht bedarf, kann und will mit uns seinen Himmel bevölkern. Er, den wir so oft verleugnen, kann und will sich dennoch zu uns bekennen. Denn auf nichts anderes zielte die Sendung Jesu Christi: Gott wollte uns nahe sein in Not und Schuld. Jesus Christus wurde unser Bruder und er setzte seinen Fuß in den irdischen Schlamm, damit wir nicht verzweifeln müssten. Er wollte unser Leben zum Guten wenden, obwohl wir diese Wendung nicht verdient haben. „Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Nun: Diese Botschaft bedeutet dem einen viel, und dem anderen wenig. Soviel aber ist klar, dass dieser Glaube alles ist, was wir zerbrechlichen Geschöpfe dem Tod entgegenzuhalten haben. Menschenwitz und Menschenweisheit, Ruhm und Wohlstand, Freundschaft und Verdienste – das alles fegt der Tod hinweg. Und dann wird es Gottes Liebe sein die uns trägt, oder nichts wird uns tragen. Entweder ist es dann Gottes Treue die uns hält, oder nichts wird uns halten. Entweder haben wir dann durch Gottes Gnade alles gewonnen, oder haben alles verloren. Und ob das eine oder das andere der Fall ist, das liegt allein bei Gott. Sollten wir uns also um die Toten sorgen – und nicht lieber um die Lebenden? Machen wir uns beizeiten klar, dass unser Dasein kein Spiel ist, sondern eine Entscheidung fordert.

Ist Jesus mein Leben, so ist Sterben mein Gewinn, nämlich der Gewinn ungetrübter, ewiger Gemeinschaft mit dem Herrn. Ist Jesus aber nicht mein Leben, so ist Sterben auch nicht mein Gewinn, sondern mein Untergang. Glaube ich die Auferstehung Jesu Christi als seinen Sieg über den Tod, so kann ich über den Tod lachen und die Heimreise antreten zu Gott. Fehlt mir

aber der Glaube, so wird der Tod über mich lachen, wird mir den Mund stopfen und mich führen wohin ich nicht will. Nehmen wir darum jeden Todesfall zum Anlass in uns zu gehen. Und sorgen wir uns künftig weniger darum, wo wir wohnen in der Zeit, sondern darum, wo wir wohnen werden in der Ewigkeit...

Überkleidet werden

Jede Erkrankung ist ein Höflichkeitsbesuch des Todes, bei dem er sich schon mal vorstellt und bekannt macht. Doch wenn der unangenehme Besucher wieder gegangen ist, tun wir gern so, als wäre nichts gewesen, und als käme er ganz gewiss nicht wieder. Wir verschließen die Augen vor dem, was uns die Krankheiten ankündigen, und weigern uns, ihre Botschaft zur Kenntnis zu nehmen. Denn schließlich sind wir ja viel zu sehr mit dem Leben beschäftigt. Wir versuchen so vieles zu planen! Wir schließen Bündnisse, die nicht immer halten, wir suchen Geborgenheit in verworrenen Zeiten, wir verausgaben uns in der Sorge um eine Familie, wir durchlaufen mancherlei Phasen, erreichen und verfehlen so manches Ziel. Und trotz aller Mühe verlieren wir über alledem viel Zeit, verlieren treue Begleiter, verlieren irgendwann die Gesundheit, die Kraft und zuletzt das Leben. Wenn's gut geht, lässt sich das Ende immer wieder hinausschieben. Und doch ist schon heute sicher, dass wir um eine letzte Niederlage nicht herumkommen werden...

Freilich: In der Blüte unseres Lebens wollen wir das nicht hören und können es uns nicht vorstellen, denn da stehen wir noch kraftvoll da, ansehnlich und aufrecht – gewissermaßen im feinen Zwirn der besten Jahre. Da sind wir noch ausgestattet mit Kraft und Verstand, haben Witz und Geschick, haben Freunde um uns her und gute Ideen dazu. Die Zähne sitzen fest und die Augen sehen scharf, der Rücken ist breit und vermag viel zu tragen. Aber was macht dann das Leben aus uns, wenn's Mühe und Arbeit bringt? Und was macht erst recht das Alter aus uns, wenn der Tod seine Vorboten schickt?

Stück für Stück nimmt er uns die Qualitäten, die wir hatten. Er trübt unsere Augen, er beugt unseren Rücken, er schwächt unser Herz. Er raubt manchem das Gedächtnis und verwirrt anderen die Gedanken. Er macht uns die Haare grau, die Knochen brüchig, und die Muskeln müde, bis mancher das Gefühl hat, nur noch ein Schatten seiner selbst zu sein. Ja, der herannahende Tod entblößt uns, er nimmt uns das Gewand der Kraft und Geschicklichkeit von den Schultern und lässt uns nackt dastehen. Denn alles, was an uns stark und herrlich war, lässt er in der Vergangenheit versinken – und demütigt uns dadurch.

Die einst Häuser errichteten, können irgendwann nicht mal mehr auf den eigenen Beinen stehen. Die einst das Sagen hatten, sind irgendwann auf das Wohlwollen der Jüngeren angewiesen. Mit den Blitzgescheiten von damals redet man wie mit unmündigen Kindern. Und manche, die großes Ansehen genossen, müssen sich am Ende pflegen lassen wie Säuglinge...

Ja: Menschen brauchen sich auf, sie verlieren sich in Mühe und Arbeit, und oft genug werden sie zwischen den Mühlsteinen der Geschichte zerrieben. Sie verlieren gerade das, was ihnen Halt geben sollte, und werden schließlich auch noch vergessen, weil sich nach zwei, drei Generationen niemand mehr an sie erinnert. Wenn wir das aber erkennen – ist es dann ein Wunder, dass wir der Auseinandersetzung mit dem Tod lieber ausweichen, als unserer Vergänglichkeit ins Auge zu sehen? Menschlich-verständlich ist das allemal. Und trotzdem wäre es falsch, wenn wir uns der Realität dauerhaft verweigern wollten. Unserer Endlichkeit nur mit Angst und Widerwillen zu begegnen, ist weder eine aussichtsreiche, noch eine christliche Haltung.

Denn erstens richtet unser Widerwille gegen den Tod nichts aus. Zweitens hindert uns unser Ausweichen daran, die letzte Lebensphase ohne Murren aus Gottes Hand anzunehmen, wie es Recht wäre. Und drittens verkennen wir in unserem Widerstreben, dass der Abbau des Lebens auch etwas Gutes hat, insofern der Verfall des alten Menschen den Aufbau des neuen Menschen vorbereitet. An dies Neue und Bessere, das wichtiger ist als das Vergehende, können wir uns von Paulus erinnern lassen. Er schreibt:

„...wir wissen: wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden.

Denn solange wir in dieser Hütte sind seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben. Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfand den Geist gegeben hat. So sind wir denn allezeit getrost und wissen: solange wir im Leibe wohnen weilen wir fern von dem Herrn; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn." (2. Kor 5,1-8)

Nun: Sprechende Bilder sind es, die der Apostel hier benutzt. Unser irdisches Leben nennt er eine Hütte, eine klapprige, windschiefe Bude. Und er stellt ihr gegenüber den himmlischen Bau, den Gott für uns bereitet hat, das unvergängliche Haus, das wir beziehen dürfen, wenn wir aus diesem Leben geschieden sind. Paulus spricht von unserem irdischen Leib wie von einem alten Kleid, einem rissigen und löchrigen Bettelgewand. Und er stellt dem gegenüber den neuen, himmlischen Leib, den Gott unserer Seele überstreifen wird, wenn wir das Bettelgewand des Erdenlebens abgestreift haben. Ja: Paulus lässt keinen Zweifel daran, dass das, was uns in Gottes Reich erwartet, tausendmal besser sein wird als das irdische Leben. Er schreibt sogar, dass die Christen voller Sehnsucht sind, diesen hinfalligen Leib zu verlassen und den Leib der Ewigkeit anzuziehen. Aber der Apostel weiß auch, dass uns der Übergang von hier nach dort Angst macht.

Denn das ist ja klar: Wer ein neues Kleid anziehen will, muss vorher das alte ausziehen – und ist für einen Moment dazwischen nackt. Wer aus der irdischen Hütte auszieht, um in das himmlische Haus einzuziehen, der ist für die Zeit des Umzuges ohne Behausung. Und diesen Wechsel, die Zwischenzeit, fürchten wir, weil wir dann nicht mehr hier und noch nicht richtig da sind. Allzu ungewiss scheint uns, was der Tod mit uns machen wird. Und entsprechend schwer fällt es uns, das letzte Fetzen des alten Bettelgewandes, das letzte Quäntchen irdischen Lebens loszulassen. Nur widerwillig erleben wir den Prozess des Alterns, in dem wir unserer Kraft entkleidet werden. Und je weniger Vertrauen wir haben in das Neue, das kommt, umso verbissener halten wir das Alte fest. Doch ist das nicht nur aussichtslos, weil der Tod uns unser Leben schließlich doch aus den Händen windet, sondern es ist auch dumm. Denn das weiß jedes Kind: Bevor ich ein neues Kleid anziehen kann, muss ich das alte ausziehen. Wenn ich aus der irdischen Hütte nicht ausziehe, kann ich in das himmlische Haus nicht einziehen. Wer den Wandel scheut, kann nicht erneuert werden. Und wer nicht stirbt, kann nicht auferstehen zum ewigen Leben. Denn das Alte muss ja weichen, damit Neues werden kann. Das Irdische an uns muss untergehen, damit das Himmlische zum Zuge kommt.

Wenn wir das aber begreifen, werden wir auch den Tod unserer Angehörigen mit anderen Augen sehen. Und wir werden dann über den Abschied von ihnen auch nicht verzweifeln. Denn sterben zu müssen, ist nicht nur etwas Hartes, das uns Gott verordnet. Sondern für den Gläubigen ist es zugleich etwas Verheißungsvolles, das ihm zum Besten dient. Wir werden zwar alt und gebrechlich. Und wir brauchen uns auf. Der Mensch geht sich nach und nach verloren – er kommt sich selbst abhanden. Und das ist gewiss kein Spaß! Aber als Christen dürfen wir wissen, dass dieser notwendige Abbau des Alten Raum schafft für den Aufbau von etwas Neuem. Ja: Näher am Tod ist für den Christen immer auch näher am Ziel. Und darum dürfen wir das Herannahen des Todes nicht nur mit einem weinenden, sondern auch mit einem lachenden Auge beobachten.

Entkleidet uns der Tod auch aller Kraft und allen Schmuckes, macht er uns auch arm und bloß, so haben wir doch die Verheißung, dass Gott uns in seiner Gnade viel herrlicher und reicher einkleiden wird, als wir es uns heute vorstellen können. Unser Leib – die irdische Hütte, die wir eine Zeit lang bewohnen – wird niedergerissen. Doch die himmlischen Wohnungen, die Christus uns bereitet hat, die warten schon. Und wenn wir erst einmal dort sind, werden wir darüber lachen, wie zögerlich und widerwillig wir die Reise angetreten haben...

Eine Geschichte von Verlusten

Wenn ein Leben endet, kann man im Rückblick oft nur staunen, wie viele Höhen und Tiefen in ein paar Jahrzehnten Platz haben. Wieviel Leid kann in 60 oder 70 Jahren erlebt werden – und wieviel Freude! Wie viele schöne Momente kommen da zusammen und wie viele schwere! Am Ende ist es eine bunte Mischung voller Umbrüche und Wechsel. Nur dass der Mensch eben

alles, was er im Laufe des Lebens geschenkt bekam, irgendwann wieder hergeben musste. Ja, unser aller Leben nimmt so einen gemischten und zuletzt tragischen Verlauf. Denn was uns auf Erden geschenkt wird, werden wir zuletzt nicht festhalten können, so dass man unser Leben als eine fortgesetzte Geschichte von Verlusten sehen kann:

Wir verlieren nach und nach die Träume unserer Jugend, und verlieren viel Zeit mit belanglosen Dingen. Wir verlieren geliebte Menschen und verlieren ungenutzte Chancen. Wir verlieren mit den Jahren an Kraft und Gesundheit – verlieren vielleicht auch die Kontrolle über uns selbst. Und der letzte Verlust, den wir erwarten, das ist dann der Verlust des Lebens. Ob wir das aber „fair“ finden – wer fragt danach? Ein anderer entscheidet, wann wir genug gelebt haben! Und je klarer wir das sehen, umso wichtiger wird es, dass wir uns bewusst darauf einstellen, anfangen das Bleibende vom Vergänglichen zu unterscheiden und dem Ewigen dann Vorrang einräumen vor dem Zeitlichen, weil wir das Zeitliche sowieso verlieren, und dann nur noch das Ewige zählt. Jesus hat das auf den Punkt gebracht als er fragte: *„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?“*

Nichts! – lautet natürlich die Antwort. Nichts würde es dem Menschen helfen! Denn am Ende zählen nicht die Besitzstände und Erfolge dieser Welt, die wir sowieso zurücklassen, sondern am Ende zählt nur noch der Zustand unserer Seele, die wir in Gottes Obhut gegeben haben oder eben nicht. Das Wort Jesu, erinnert uns daran, dass es in der Lebensbilanz auf ganz vieles nicht ankommt. Es kommt am Ende nicht darauf an, dass unsere Wünsche erfüllt wurden. Es kommt nicht darauf an, ob unser Leben den Verlauf nahm, den wir in der Jugend erträumten. Es kommt auch nicht darauf an, dass wir gewinnen, was die Welt für groß uns wichtig hält. Sondern darauf kommt's alleine an, dass im Auf und Ab des Lebens unsere Seele gesund bleibt, gefestigt wird im Glauben und ihre Heimat findet in Gott.

Nur das zählt am Ende. Denn daran entscheidet sich die Frage der Erlösung und damit das Schicksal unserer Seele in der jenseitigen Welt. Was also wiegt das kurze, irdische Wohlbefinden im Vergleich zur ewigen Seligkeit? Was nützt die Gesundheit des Leibes, wenn die Seele dabei verwaht? Was nützt die Freundschaft der Menschen, wenn ich nicht aufrecht bin vor Gott? Was nützt ein Leben voller Vergnügen, wenn ihm der Sinn fehlt? Und was nützt der erfolgreichste Lebensweg, wenn er nirgendwo hinführt als nur ins Grab? *„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?“*

Weil's also auf unseren inneren Zustand viel mehr ankommt als auf den äußeren, darum ruft Jesus uns auf, die Kürze des Lebens zu bedenken und uns auf das Wesentliche zu besinnen: Das Wesentliche ist aber nicht, dass ein Mensch sehr alt wird, dass er ums Leiden herumkommt oder von anderen bewundert wird, sondern wesentlich ist nur, ob wir mit Gott im Reinen sind. Wahrlich: Wir sollten uns weniger darum sorgen, ob uns das Leben etwas schuldig bleibt, sondern darum, dass wir Gott nicht schuldig bleiben Ehrfurcht und Vertrauen!

Doch kann man das Wort Jesu auch umdrehen und damit ins Tröstliche wenden. Wenn Jesus nämlich sagt *„Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden?“*, dann gilt auch die logische Umkehrung dieser Frage: *„Was schadete es dem Menschen, wenn er die ganze Welt verlöre, und seine Seele bliebe bewahrt?“*

Nichts könnte es ihm schaden! – muss unsere Antwort lauten. Oder vermag die Welt etwas zu nehmen, was Gott uns nicht wiedergeben könnte? Kann uns die Welt Unruhe machen, wenn unsere Seele Frieden hat? Und können wir nicht getrost alles Äußere untergehen lassen, wenn doch unser Innerstes bewahrt bleibt in Gottes Hand? Ist denn noch mehr an uns dran, das der Verewigung wert wäre? Nein? Und wenn nicht: Kann uns dann schwerer Schaden zugefügt werden, solange Gottes Auge über unserer Seele wacht?

Unsere Antwort darf wiederum „Nein“ lauten. Und dieses „Nein“ ist zugleich die Vollendung des Glaubens und die beste Vorbereitung auf den Tod. Denn wer dies „Nein“ mit Gewissheit spricht, der hat gelernt, Vergängliches und Unvergängliches zu unterscheiden. Wenn ich die ganze Welt gewönne, und wäre doch fern von Gott, so wäre damit nichts gewonnen. Wenn ich aber diese ganze Welt verlöre, und wäre doch bei Gott geborgen, so wäre damit nichts verloren. Weil das nun aber nicht nur für uns gilt, sondern ebenso für unsere Verstorbenen, darum können wir sie ohne Bitternis zu Grabe tragen. Hätte einer die ganze Welt gewonnen, und doch Schaden an seiner Seele genommen, so hätte der Tod Macht über ihn. Hat er aber sterbend die ganze Welt verloren und zuvor seine Seele in Gottes Hand gelegt, so ist gar nichts verloren, sondern alles gewonnen...

Gefangenschaft in der Zeit

Es ist erstaunlich, wie gedankenlos man seine Jahre verbringt. Man lebt dahin, als gäbe es keine Grenze, und tut so, als hätte man sein Leben im Griff. Doch dann kommt der Tod wie ein ungebeter Gast, und belehrt uns darüber, wie machtlos wir in Wahrheit sind. Er verhandelt nicht lange, sondern er sagt „Es ist genug“ und setzt hinter unsere Lebensgeschichte einen Punkt. Er fragt nicht nach unserem Einverständnis und gewährt auch keinen Aufschub. Sondern er stellt einfach fest, dass das uns gewährte Budget an Lebenszeit aufgebraucht ist, und schneidet den Lebensfaden ab.

Wer das aber bei anderen miterlebt, muss bestürzt innehalten und muss erkennen, dass das Ablaufen unserer Zeit unaufhaltsam und nicht zu kontrollieren ist. Wir versuchen zwar stets unsere Zeit zu messen, wir versuchen sie vorausschauend zu planen und zu nutzen. Wir bemühen uns, unsere Jahre und Tage sinnvoll einzuteilen. Wir investieren Zeit als wäre sie ein Kapital, über das wir verfügen. Doch in Wahrheit wissen wir nie, wie viel wir noch haben. Ja: Im Grunde herrschen nicht wir über die Zeit, sondern die unaufhaltsam verrinnende Zeit beherrscht uns. Mal haben wir zu wenig Zeit, dann wieder zu viel. Mal verfliegt unsere Zeit und mal dehnt sie sich quälend. Wir wünschen bestimmte Zeiten herbei und fürchten zugleich, sie zu verpassen. Wir reisten gerne vor und reisten gern zurück in der Zeit, oder möchten wenigstens die Gegenwart festhalten. Aber wir haben nichts davon in der Hand. Wir sind Gefangene des Zeitenlaufes. Und dass diese Gefangenschaft schmerzlich ist, das demonstriert uns spätestens der Tod. Denn er bricht in unsere Gegenwart ein, er nimmt uns die Zukunft und verurteilt uns dazu, Vergangenheit zu werden.

Es fällt schwer und es kränkt unseren Stolz. Aber spätestens an den Gräbern unserer Lieben müssen wir dann eingestehen, dass der 103. Psalm recht hat: *„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“*

Im Blick auf uns selbst und auf unsere Angehörigen müssen wir diese bittere Wahrheit akzeptieren. Denn selbst ein Leben von 80 oder 90 Jahren ist nur ein kurzes Gastspiel auf Erden. Und wenn weitere 80 oder 90 Jahre vergehen, gilt auch von diesem Menschen, dass seine Stätte ihn nicht mehr kennt. Auch im eigenen Haus und in der eigenen Familie wird man sich seiner kaum erinnern können, weil nach zwei oder drei Generationen niemand mehr lebt, der ihn kannte. Die Welt kann uns offensichtlich entbehren und dreht sich ohne uns weiter. Ob das nun aber schlimm ist und beweinenenswert – das ist die große Frage, der wir nicht ausweichen sollten.

Müssen wir verzweifelt sein, weil wir sterblich sind, unsere Zeit verrinnen sehen und unsere Lieben nach und nach zu Grabe tragen? Wer ohne den Glauben lebt, mag das beantworten, wie er will. Als Christ aber darf man die Frage entschlossen verneinen. Denn es stimmt zwar auch für Christen, was der 103. Psalm sagt: *„Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras“*. Doch geht's in diesem Psalm mit einem betontem „aber“ weiter: *„Die Gnade aber des HERRN währt von Ewigkeit zu Ewigkeit, über denen, die ihn fürchten.“*

Der Einsicht in unsere Vergänglichkeit steht ein großes „aber“ gegenüber, das uns vor allzu großer Bedrücktheit bewahrt. Denn wir Menschen vergehen zwar, die Gnade Gottes aber, die vergeht nicht, und wenn ein Verstorbener in Gottes Gnade ruht, so bleibt er in ihr bewahrt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wer in Christus stirbt, der wird auferstehen zum ewigen Leben. Wer im Glauben stirbt, gewinnt durch den Tod mehr, als er verliert. Und das bedeutet in der Konsequenz, dass auch ein früher oder plötzlicher Tod seine Schrecken verliert, weil es in der Bilanz unseres irdischen Daseins, gar nicht auf die Zahl der Jahre ankommt, sondern auf ihren geistlichen Ertrag. Jedes Leben war zu kurz, das den Menschen nicht dazu geführt hat, in der Gnade Gottes zu ruhen – auch wenn dieses Leben 120 Jahre gedauert hätte. Und umgekehrt war jedes Leben lang genug, wenn es uns Anteil an der Gnade Gottes hat gewinnen lassen – selbst wenn es schon nach 20 Jahren endete. Alle Zeit ist vergeudet, die mich nur meinem Ende näher bringt. Das Stündchen dagegen ist gut investiert, in dem ich mich Gottes Händen anvertraue. Denn wo das einer getan hat, da trifft ihn der Tod niemals unvorbereitet...

Wenn wir das aber wissen – und zugleich wissen, dass jeder von uns jederzeit abgerufen werden kann, um vor seinen Richter zu treten –, sollten wir dann nicht die verbleibende Zeit nutzen, um uns auf diesen Weg vorzubereiten und die Hand zu ergreifen, die Christus uns entge-

genstreckt? Hat sich Christus nicht unseretwegen all die Mühe gemacht hat? Unseretwegen ist Gottes Sohn in die Haut eines Menschen geschlüpft! Unseretwegen hat er sich kreuzigen lassen! Unseretwegen hat er den Tod überwunden und ist auferstanden! Der ewige Gott, der ohne Anfang und ohne Ende ist, nahm unseretwegen einen Anfang in Bethlehem und nahm ein Ende auf Golgatha, nur damit wir Eintagsfliegen, die wir es wohl verdient hätten, mit der Zeit zu vergehen, den Rockzipfel der Ewigkeit ergreifen und gerettet werden können. Für uns alle hat er das getan! Wollten wir sein Angebot aber ignorieren, woran könnten wir uns dann noch halten im Strudel der verrinnenden Zeiten?

Nichts Irdisches steht still, und nichts bleibt fest in der Zeit – alles fließt dahin im Handumdrehen. Christus aber, der kam und blieb – und mit ihm bleiben die Seinen. Alles Irdische fällt und bricht, er aber steht, und mit ihm stehen wir – und dürfen bekennen, dass inmitten der Zeit etwas von ewiger Bedeutung geschah. Denn der ewige Gott ging ein in die Zeit und sprach sein barmherziges Wort: Dass er uns vom Fluch der Vergänglichkeit erlösen und uns Anteil geben will an seiner Ewigkeit. Das – und nichts anderes – feiern wir an Ostern! Jesu Auferstehung schließt unsere eigene Auferstehung mit ein! Warum also sollten wir zögern, die Osterbotschaft auch auf uns zu beziehen und zuversichtlich auf das neue Leben zuzugehen, das Christus uns schenken will?

Dieses Erdenleben ist viel Mühe und Arbeit, es ist voller Schuld und Tränen – und wer lang genug lebt, wird genug davon erfahren. In Gottes Reich aber wird Gott all unsere Tränen abwischen und der Tod wird nicht mehr sein, kein Leid, kein Streit, kein Geschrei wird mehr sein, sondern Friede wird sein, Gerechtigkeit und Jubel der Erlösten. Weil uns das aber verheißen ist, und weil Gott es wahr machen wird, darum ist an den Gräbern unserer Lieben bei allem Schmerz doch auch Zuversicht am Platze. Vertrauen wir darauf, dass sie höchst lebendig und fröhlich sind in Christus. Vertrauen wir darauf, dass sie ihre Zukunft nicht etwa hinter sich, sondern das Beste noch vor sich haben. Vertrauen wir darauf, dass ihre Zeit nicht bloß abgelaufen, sondern dass sie übergegangen ist in Gottes Ewigkeit...

Seltsames Kartenspiel

Wenn ein vertrauter Mensch nicht mehr da ist, spüren wir erst so richtig, was wir an ihm hatten. Viele Erinnerungen werden in uns wach. Und auch wenn es schön Erinnerungen sind, machen sie uns trotzdem traurig, weil sich ja von Alledem, was gewesen ist, nichts mehr wiederholen lässt. Als Angehöriger spürt man, dass mit dem Leben des Verstorbenen auch ein Teil des eigenen Lebens endet. Ob man diesen Teil aber entbehren kann – danach hat der Tod nicht gefragt. Er fragt nie danach. Und das ist durchaus bitter. Je nach Veranlagung kann man darüber klagen oder zürnen. Nur – die Augen davor verschließen und die Wirklichkeit des Todes verdrängen, das können wir nicht. Denn der Tod macht für jeden sichtbar, dass wir unser Leben nicht in der Hand haben. Er zerstört die Illusion, unsere Zeit sei so etwas wie ein verfügbares Kapital, das wir in Händen halten, ansparen oder auch investieren könnten wie es uns gefällt. Denn tatsächlich ist unsere Zeit gar nicht in unseren, sondern in Gottes Händen.... Freilich, wer denkt schon daran, wenn es ihm gut geht?

Im Alltag fühlen wir uns als Herren unserer Zeit. Wir meinen souverän durch die Zeiten unseres Lebens hindurchzuschreiten wie ein Hausherr durch die Räume seines Hauses. Doch wir täuschen uns. Denn es steht weder in unserer Macht, auf dem Weg durch die Zeit an den schönen Stellen zu verweilen, noch gelingt es uns, die schwere Zeiten zu verkürzen oder zu überspringen. Wir können den Schlag der Uhr nicht beschleunigen und nicht verlangsamen. Und wenn gar jemand versuchen wollte, die Richtung der Zeit umzukehren, so würde er schnell merken, dass ihr Lauf unabänderlich auf das Ende hin gerichtet ist. Nein: Unsere Lebenszeit gehört nicht zu den Dingen, die wir in Händen haben. Und das zu verdrängen ist kein Zeichen von Stärke. Denn nichts ist flüchtiger als gerade die Zeit. Und nur das eine ist sicher: Dass nämlich der Tag kommt, da wir endgültig keine Zeit mehr haben. In dieser Hinsicht fremdbestimmt zu sein, das ist unser Schicksal. Und wenn es uns bewusst wird, erkennen wir, dass unser Leben einem seltsamen Kartenspiel gleicht:

Wir werden geboren und sind plötzlich mittendrin. Wir müssen das Spiel des Lebens mitspielen, obwohl wir die Spielregeln nicht gemacht haben. Und was dazukommt: Wir mischen auch die Karten nicht selbst, sondern bekommen, ein Blatt zugeschoben. Talente und Begabungen

sind dabei, aber auch persönliche Schwächen und Unzulänglichkeiten – ein buntes Gemisch aus Trümpfen und Nieten. Jeder hat ein anderes Blatt, und so sind die Ausgangspositionen der Menschen ganz unterschiedlich. Weil uns aber gar nichts anderes übrig bleibt, versuchen wir im Spiel des Lebens die richtige Karte im richtigen Moment auszuspielen. Dabei planmäßig vorzugehen ist schwer. Denn wir müssen mit Mitspielern zurechtkommen, die sich ohne zu fragen plötzlich an den Tisch setzen – Menschen treten unverhofft in unser Leben. Und wir müssen ebenso damit leben, dass Mitspieler, an die wir uns gewöhnt haben, plötzlich aussteigen – Ehepartner, Eltern und Freunde sterben. So wandelt sich das Bild ständig. Mal meinen wir das Spiel des Lebens zu gewinnen, mal meinen wir zu verlieren. Irgendwann aber legt uns jemand die Hand auf die Schulter und sagt: „Für dich ist das Spiel jetzt aus.“

Dann haben wir meist noch wenig verstanden, und noch weniger vollendet – müssen aber doch erkennen, dass das Spiel des Lebens Ernst war. Denn wir sind verantwortlich für jeden Zug, den wir gemacht haben, und können keinen zurücknehmen. Während uns die Karten aus der Hand genommen werden fragen wir uns vielleicht, ob wir wohl allzu viel falsch gemacht haben und deshalb das Leben verlieren. Dann aber müssen wir gehen – und wissen nicht einmal genau wohin...

Ist das nicht ein seltsamer und ärgerlicher Zustand? Ja. Wenn einem Menschen bewusst wird, wie sehr sein Leben fremdbestimmt wird, und wie wenig er es im Griff hat, kann ihn ohnmächtige Wut überkommen. Doch forsches Auftreten hilft gar nichts. Denn wir sind in der Hand dessen, der die Karten mischt und die Spielregeln macht. Da ist einer, der unser Spiel beginnt und beendet. In seinen Händen steht unsere Zeit. Und es fragt sich, wer dieser große Unbekannte eigentlich ist. Wer ist der, der unsere Zukunft auf uns einstürmen und unsere Gegenwart in der Vergangenheit versinken lässt? Wer lässt uns die Zufälle unseres Lebens „zufallen“? Wer ist er, der uns wachsen und verdorren lässt wie das Gras auf dem Felde?

Wer darauf keine Antwort weiß, hat ein großes Problem. Denn er sieht sich einer blinden und anonymen Schicksalsmacht gegenüber. Die kann er hassen, wenn es ihm schlecht geht. Vielleicht kann er sie auch lieben, wenn es ihm gut geht. Aber eines kann dieser Mensch nie: Er kann dem Schicksal nie vertrauen, er kann es nie verstehen und kann nie aufhören sich zu sorgen. Denn ein anonymes Schicksal hat kein Gesicht. Und es gibt auch keine Zusagen. Wer daher meint, in der Hand eines solchen blinden Schicksals zu sein, hat allen Grund sich zu fürchten. Er kann nicht wissen, ob sein Leben mehr ist als ein böser Scherz. Und er kann an den Gräbern seiner Lieben auch nur betreten schweigen...

Als Christen hingegen reden wir. Der Tod lässt uns nicht verstummen. Und bei Beerdigungen singen wir sogar. Denn für Christen ist der Herr über Leben und Tod gerade keine anonyme Größe. Vielmehr trägt er für uns den Namen des dreieinigen Gottes. Und er hat auch ein Gesicht. Er hat nämlich das Gesicht Jesu Christi, das Gesicht des Auferstandenen. Und wer dies zu sehen vermag, wer im Glauben steht, muss kein Schicksal mehr fürchten. Denn es bleibt zwar dabei, dass wir in fremden Händen sind. Das gilt für Christen genauso wie für alle anderen. Aber für Christen hat diese Feststellung einen freundlichen Sinn. Denn wenn es Christi Hände sind, wenn es seine barmherzigen Hände sind, in denen unser Leben liegt, so ist daran nichts Bedrückendes mehr. Im Gegenteil.

Als Christenmenschen können wir die Fremdbestimmung durch Christus sehr tröstlich finden, weil der, der sie ausübt, unser Vertrauen hat. Stünde unsere Zeit in unseren eigenen Händen, müssten wir fürchten, dass unsere Kraft nicht reicht, um diese Bürde zu tragen. Unsere Hände wären bestimmt zu schwach – die Dinge würden uns entgleiten! Und darum ist es kein Unglück, sondern ein Glück, dass die Verantwortung für unser zeitliches und ewiges Geschick in Gottes Händen liegt. Denn das gibt uns die Möglichkeit, uns lebend und sterbend seinen Händen zu überlassen, die eben nicht nur diesseits, sondern auch jenseits der Todesgrenze mächtig sind. Wer sich zu Gott flüchtet in seinen letzten Kämpfen, wer bei ihm anklopft, tut es nicht vergeblich! Denn nicht dafür ist Christus gestorben und auferstanden, dass die Seinen verloren gehen, sondern dass sie bewahrt bleiben. Nicht dazu sind wir geschaffen, im Strudel der Zeiten unterzugehen, sondern um in der Gegenwart Gottes zur Ruhe zu kommen. Nicht dazu hat Gott uns berufen, dass wir hilflos zuschauen, wie sich all unsere Zukunft unaufhaltsam in Vergangenheit verwandelt, sondern dazu hat er uns auserwählt, dass wir aus dieser irdischen Zeit in seine himmlische Ewigkeit hinüberschreiten. Ja, wenn wir nicht nur dem Namen nach, sondern auch im Herzen Christen sind, so wird Gott uns nicht nur durchs Leben

hindurch tragen und in den Tod hinein, sondern auch durch den Tod hindurch ins ewige Leben. Wenn's aber so ist – muss uns der Tod dann noch Angst machen? Können wir dann nicht auch inmitten großer Trauer zuversichtlich sein? Ja! Denn es ist zwar nichts an uns dran, was der Verewigung wert wäre – das nicht! Aber Gottes Gnade ist größer als unsere Verfehlungen, und seine Liebe ist stärker als unser Tod...

Befiehl du deine Wege

„Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind's achtzig Jahre“ – so steht es im Alte Testament. Aber wenn ein älterer Mensch noch mitten im Leben steht, schieben wir diese Gedanken lieber beiseite. Wir sind dann auf seinen Tod nicht vorbereitet. Und wenn er eintritt, fällt uns das Loslassen doppelt schwer. Denn bei aller Einsicht in die Unvermeidlichkeit des Abschiedes, wollen wir doch das Lebenslicht eines geliebten Menschen nicht verlöschen sehen.

Als Christen wissen wir zwar, dass Gottes Wille darin waltet, dem wir unser Einverständnis nicht verweigern können. Dieses Einverständnis dann aber wirklich zu geben und der Wahrheit standzuhalten, dass es ja auch mit uns nicht ewig so weitergeht, das ist schwer – und ist eine Prüfung unseres Glaubens. Denn es gilt hier ja, der biblischen Aufforderung zu folgen, die da lautet: *„Befiehl dem HERRN deine Wege“* (Ps 37,5) Lege deinen Lebensweg in Gottes Hand, heißt das. Vertraue dich seiner Führung an! Wer das aber ernst nimmt und zu leben versucht, der spürt wie schwer es ist. Denn Gott tut manchmal, was uns schmerzt. Die Wege, die er uns leitet, führen manchmal auf den Friedhof. Die Menschen, die er uns zur Seite stellte, werden abberufen. Und die große Frage ist dann, ob wir bereit sind Gottes Ratschluss auch da anzuerkennen, wo er unseren Wünschen widerspricht.

Haben wir genug Vertrauen zu dem Gott, der unser Schicksal bestimmt? Können wir unsere Angehörigen seiner Führung ruhig und ohne Zögern überlassen? Oder werden wir innerlich murren über das, was Gott uns zumutet? Er nimmt uns liebe Menschen, und alles was danach noch kommt wird anders sein, weil wir es nicht mehr mit den Verstorbenen teilen können. Ein Stück Gemeinschaft zerbricht, ohne dass wir gefragt wurden. Und die Hilflosigkeit, mit der wir das hinnehmen, kann sehr bedrückend sein. Denn wir gehen zwar zur Beerdigung, um den Verstorbenen „auf seinem letzten Weg zu begleiten“, wie man so sagt. Aber im Grunde wir wissen sehr genau, dass das nicht möglich ist. Wir können niemanden auf seinem letzten Weg begleiten, weil diesen letzten Weg jeder alleine gehen muss. Jeder stirbt für sich allein seinen eigenen Tod. Kein anderer Mensch kann uns dabei an die Hand nehmen – selbst wenn er wollte. Und eben das macht den Tod so bedrohlich. Denn er macht uns einsam...

In der Gemeinschaft der Familie fühlen wir uns stark. In der Kindheit gehen wir unseren Weg an der Hand der Eltern und fühlen uns dabei geborgen. Später gehen wir unseren Weg gemeinsam mit einem Ehepartner. Und wenn wir alt werden, sind es die Kinder, die uns begleiten. Kommt aber der Tod in den Blick, so erschrecken wir. Denn da spüren wir plötzlich, dass alle irdische Gemeinschaft nur Gemeinschaft auf Abruf ist. Und selbst der, der uns am nächsten steht, kann uns nur Begleitung zusagen „bis dass der Tod uns scheidet“. Darüber hinaus aber können wir nicht (und darüber hinaus wollen wir auch nicht) Begleiter sein. Wir gehen mit den Verstorbenen nur bis an den Rand des Grabes, dann aber drehen wir uns um und kehren ins Leben zurück, weil wir den Lebenden verpflichtet sind.

Was aber wird mit den Verstorbenen? Bleiben die allein, wenn wir uns nicht mehr kümmern? Schrecklich wäre die Vorstellung, sie wären verloren und verlassen in dem dunklen Land, das sie betreten. Schrecklich wäre der Gedanke, der Tod sei nichts als Einsamkeit, Leere und Vergessenwerden. Doch – Gott sei Dank – lehrt es die Bibel anders. Denn schließlich hat das Wort aus dem 37. Psalm eine positive Fortsetzung und Begründung: *„Befiehl dem HERRN deine Wege und hoffe auf ihn“*, steht da, denn *„er wird's wohlmachen.“* (Ps 37,5) Der Herr wird's also nicht nur „machen“ – unerbittlich und streng, wie es der Tod vor Augen führt. Sondern er wird es wohlmachen. Er wird es gut machen. Und das heißt: Er wird das Ende in einen neuen Anfang verwandeln. Denn Jesus Christus hat seinen Jüngern versprochen, alle Tage bei ihnen zu sein bis an der Welt Ende. Also wird er es wohlmachen, auch am Tag unseres Todes und alle Tage danach. Denn der Glaube, der uns mit ihm verbindet, ist das Band einer Gemeinschaft, die auch der Tod nicht aufzuheben vermag. Christus ist größer als der Tod – und kommen wir

zu ihm mit unserem Sterben, mit Verlassenheit, Angst, Schmerz und Trennung, so weiß er, wovon wir reden. Denn der Sohn Gottes wurde nicht bloß Mensch, um Leben und Freude mit uns teilen, sondern er wurde Mensch, um auch unseren Schmerz mit uns zu teilen und unseren Tod am Ostermorgen zu besiegen. Christus sagt seinen Jüngern eine Gemeinschaft zu, die keine Gemeinschaft unter Vorbehalt ist und keine Gemeinschaft auf Abruf, sondern im Vollsinne ewige Gemeinschaft:

„Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende“ – sagt er. Und dieses Versprechen, das im Munde eines Menschen nach Selbstüberschätzung klingen müsste, das ist bei Christus glaubhaft. Denn er hat die Grenze des Todes bereits in beide Richtungen überschritten. Er ist hinabgestiegen in das Reich des Todes und er ist auferstanden von den Toten. Er ist diesseits und jenseits gleichermaßen zuhause – und eben darum vermag er auch unsere Verstorbenen diesseits wie jenseits zu begleiten. Schon bei der Taufe ist er für sie da gewesen, ebenso in der Kindheit, in der Jugend und im Alter. Und ausgerechnet auf dem letzten und schwersten Weg sollte Christus fehlen? Nein. Auch hier ist Christus gegenwärtig. Und wer sein Angebot im Glauben ergreift, wer nicht nur auf dem Papier, sondern auch im Herzen Christ ist, der wird von Christus im Dunkel des Todes so treu begleitet wie in all den Lebensjahren zuvor. Wer sich seiner Führung anvertraut, wird von Christus in das Haus des himmlischen Vaters geleitet. Und zwar nicht so, wie man jemand in die Fremde führt, nicht in eine unbekannte Ferne. Sondern so, wie man jemand nach Hause holt, der unterwegs war und nach einer langen Wanderung heimkehrt.

Muss uns also bange sein vor dem eigenen Sterben, oder muss uns bange sein um unsere Angehörigen? Nein. Wir spüren zwar am Ende schmerzlich, wie wenig Menschen für Menschen tun können. Wir können die Sterbenden nicht wieder gesunden lassen. Wir können sie nicht festhalten und können sie nicht weiter begleiten, als nur bis an den Rand des Grabes. Doch da ist Christus, der sehr viel mehr für sie tun kann und will.

Hier auf Erden gibt es ja doch kein Glück ohne Sorge und keine Freude ohne Gefahr – bei Gott aber gibt es ungetrübte Seligkeit vor seinem Angesicht. Hier gibt es kein Leben ohne Schuld und kein Vertrauen ohne Enttäuschung – dort aber gibt es Gottes Treue, die kein Ende hat. Hier ist kein Licht ohne Schatten und keine Wahrheit ohne Irrtum – dort aber ist alles klar und keine Frage bleibt offen. Gönnen wir es also einem jeden, wenn er seinen Lauf vollenden und heimkehren durfte in Gottes Hand...

Das Ziel ist der Bund

Es ist etwas Seltsames um den Tod. Denn er ist uns vertraut und ist doch fremd zugleich. Der Tod steht uns täglich vor Augen, wenn wir die letzten Seiten der Zeitung aufschlagen. Und doch leben wir unseren Alltag als ginge der Tod uns selber nichts an. Wir wissen natürlich um unsere Vergänglichkeit! Und doch nehmen wir sie erst dann so richtig ernst, wenn der Tod nach unserer Familie greift. Dann stellen wir erschrocken fest, dass der Tod uns jederzeit auch das Vertrauteste nehmen kann, und zucken zusammen als hätten wir's vorher nicht gewusst. Aber wissen wir es wirklich nicht? Fällt nicht in jedem Herbst das Laub von den Bäumen?

Die Blätter verfärben sich, fallen zu Boden und verrotten. Niemand wundert sich darüber. Auch die Tiere werden geboren, wachsen und sterben. Selbst die Häuser, die wir bauen, stehen nicht ewig! Vergänglichkeit ist das allgemeinste Gesetz das wir kennen. Und doch: Dass es in seiner Allgemeinheit auch uns selbst einschließt – an diese verdrängte Wahrheit müssen wir erst schmerzlich erinnert werden.

Am Grabe lieber Menschen können wir's dann nicht mehr leugnen. Und doch haben wir auch in solcher Situation noch Schwierigkeiten, es zu akzeptieren. Denn tief drinnen in uns sagt eine Stimme: „Bin ich nicht mehr als so ein Blatt am Baum? Bin ich nicht mehr, und waren nicht auch die Verstorbenen mehr als dies? Hätten sie nicht Besseres verdient?“ So fragen wir – und wollen gegen den Verlust protestieren. Doch dann trennen sich unsere Wege und wir müssen hinnehmen, dass unser Leben kein Ruhen ist und kein Bleiben, sondern bloß eine gemeinsame Reise von ungewisser Dauer. Jederzeit kann sich der Weg vor uns gabeln, ein über Jahrzehnte vertrauter Mensch schlägt auf einmal eine andere Richtung ein – und wenn wir dagegen Einspruch erheben wollten, so machte das noch nicht einmal Sinn, denn wir wussten ja, dass es so kommen würde...

Wir alle sind auf derselben Reise, immer unterwegs von der Wiege hin zur Bahre, unterwegs von der Jugend ins Alter, unterwegs von der Zeit in die Ewigkeit. Und so wie wir uns bei Beerdigungen fragen, wie erfolgreich die Reise des Verstorbenen gewesen sein mag, so fragen wir uns vielleicht auch selbst, ob unsere eigene Lebensreise eher einer Irrfahrt gleicht oder einem Triumphzug, einer Suche oder einer Flucht, einem mühsamer Marsch oder einer beschauliche Wanderung.

Natürlich wünscht sich jeder eine glückliche Reise und ein gelingendes Leben. Aber wissen wir überhaupt, woran wir „gelingendes“ Leben erkennen? Wird es nicht bei uns allen aus Höhen und Tiefen bestehen, so dass sich Erfolg und Scheitern mischen? Wenn's aber so ist, soll man dann von „erfülltem Leben“ reden allein wegen der Fülle der Erfahrungen und weil's Spaß gemacht hat? Oder ist es schon dann ein gelungenes Leben, wenn es bei angemessener Lebensqualität 60 oder 70 Jahre währt? Man wird das nicht leicht entscheiden können – und wenn man länger darüber nachdenkt, stößt man auf noch grundsätzlichere Fragen. Denn wenn es stimmt, dass das Leben eine Reise ist – hängt dann das Gelingen dieser Reise nicht davon ab, zu welchem Ziel sie führt? Ist das nicht bei jeder Reise so? Und stellt es den Wert unserer Lebensreise dann nicht arg in Frage, wenn die Endstation der Tod ist? Kann Leben überhaupt gelingen, wenn es doch nur auf den Tod hinausläuft?

Vielleicht wird man an unserem Grab sagen: Das war doch eigentlich ein ganz „gelungenes“, ein „erfülltes“ Leben! Und trotzdem bleibt die Frage, ob nicht der Tod vor unsere Lebenssumme ein dickes Minus schreibt. Denn wenn wir doch am Ende samt allem, was wir gewesen sind, dem Vergehen und dem Vergessen preisgegeben werden, dann scheint dadurch auch alles Vorangegangene entwertet. Das Leben scheint gar nicht gelingen zu können, wenn es doch nur auf eine letzte Niederlage hinausläuft. Ob es sich aber wirklich so verhält, das ist eine Frage des Glaubens.

Sind wir wirklich, nur Luftblasen und Schaumkronen auf dem ewigen Fluss der Zeit? Sind wir etwas Belangloses, das aus den Fluten aufsteigt, für Sekunden mitgerissen wird und dann wieder untergeht und spurlos verschwindet? Es scheint so! Doch wenn uns Gott gewollt und geschaffen hat, ist es dann wahrscheinlich, dass er uns auf eine derart sinnlose Reise schickt? Tatsächlich genügt ein Blick in die Bibel, um die Dinge in ein anderes Licht zu rücken. Denn da wird schnell klar, dass unser Schöpfer bessere Absichten mit uns hat. Ja, Gott gönnt uns etwas Besseres als bloß den Tod. Und er schenkt uns jene Wegstrecke von der Wiege bis zur Bahre vor allem dazu, dass wir inmitten der Zeit einen Bund schließen können mit ihm, dem ewigen Gott, und durch diesen Bund Anteil gewinnen am ewigen Leben.

Unser Erdendasein ist kein Selbstzweck! Es ist uns nicht zum Spaß gegeben und nicht zum Zeitvertreib, sondern soll uns Gelegenheit geben mit Gott ins Reine zu kommen. Und nutzen wir's dementsprechend, vereinen wir uns in der Zeit mit unserem Schöpfer und Erlöser, so bleiben wir mit ihm vereint auch über dieses Erdenleben hinaus. Darum ist der Tod auch nicht das Ziel unseres Lebens – er wäre ein absurdes Ziel! – sondern das eigentliche Ziel unseres Lebens ist der Bund mit Gott, den wir hier im Glauben schließen und der uns auch dort, jenseits der Todesgrenze, noch mit Gott vereint. In die Gemeinschaft mit Gott hineinzuwachsen, das ist unsere eigentliche Bestimmung – dazu sind wir hier! Und wer das versteht, dem hat sich die Frage, was denn ein „gelungenes“ Leben ausmacht, ganz von selbst beantwortet. Denn wer sein Leben nicht genutzt hat, um Gott zu finden, dem ist sein Leben misslungen, auch wenn es lang und voller Freude war. Wer aber zu Gott gefunden hat, dem ist das Leben geglückt, selbst wenn es kurz und mühselig gewesen wäre.

Für einen gläubigen Menschen ist der Tod keine triste Endstation, sondern nur das Ende von seines Lebens erstem Teil. Ja, so groß ist die Macht des Glaubens, dass er den Tod degradiert bis er nichts weiter mehr ist als ein Übergang von dieser traurigen Welt in eine bessere, nichts weiter als eine Überfahrt von einem Ufer an das andere, nichts weiter als eine Geburt, die ihn auf schmalen Wege von einer engen und dunklen Welt hinausbefördert in eine weitere, hellere und viel schönere Welt. Wenn wir das aber glauben dürfen – brauchen wir dann weiteren Trost angesichts unserer Sterblichkeit? Oder sollte es uns unmöglich sein, die Verstorbenen gehen zu lassen? Nein. Weil Gott für die Seinen sorgt, dürfen wir ohne Sorge sein...

Lebenskonzepte scheitern

Der Abschied von einem lieben Menschen ist immer schwer. Manchmal aber kommen Gründe hinzu, die ihn noch zusätzlich erschweren. Denn nicht jeder stirbt in hohem Alter, nicht jeder im Kreise der Familie, und auch nicht jeder im dankbaren Rückblick auf ein erfülltes Leben. Bei manchem hat es nicht den Anschein, als ob er mit der Welt seinen Frieden gemacht hätte. Denn in vielen Familien schwelen jahrzehntelang Konflikte. Manchem zerstört der Alkohol die Gesundheit. Finanzielle Probleme kommen dazu. Und zuletzt fällen einige Menschen das harte Urteil, ihr Leben sei der Fortsetzung nicht wert.

Da können wir dann versuchen gegenzurechnen, was gut war in diesem Leben – und Gott sei Dank ist in keinem Leben alles nur schlecht gelaufen. Am Ende steht aber doch die Bilanz, die der Betreffende durch seine Selbsttötung gezogen hat. Und dass so eine Tat ein Signal ist für Schuld und Scheitern auf vielen Seiten, wer wollte das beschönigen? Wenn ein Leben aus dem Ruder läuft, mischen sich schicksalhafte und schuldhafte Momente. Sie bilden ein schwer zu entwirrendes Geflecht. Und trotzdem ist da die Verantwortung, die wir nicht nur für uns selbst tragen, sondern auch für andere, und der wir so oft nicht gewachsen sind.

Wenn wir das aber spüren, wie sollen wir damit umgehen? Sollen wir nach irgendeinem faulen Trost suchen und die Sache überspielen? Sollen wir in den schönen Erinnerungen schwelgen und die bitteren verdrängen? Sollten wir betreten schweigen und damit dem Tod das letzte Wort lassen? Oder kann es uns gar mit heimlicher Befriedigung erfüllen, wenn wir meinen, das Leben würde uns besser gelingen?

Seien wir vorsichtig mit alledem! Denn wer könnte so einfach sagen, wann ein Leben gelungen ist? Ist es etwa an einem glatten Lebenslauf abzulesen, am hohen Alter oder am erreichten Wohlstand? Wann ist ein Mensch so weit, dass sein Leben als „abgerundet“ gelten kann? Wissen wir das so genau? Die Antworten, die darauf gegeben werden, sind so verschieden wie die Auffassungen vom Leben überhaupt.

Lebt einer nach dem Lustprinzip, so wird er wohl meinen, er sei reif zum Sterben, wenn das Leben keinen Spaß mehr macht. Und lebt er nach dem Leistungsprinzip, wird er erst gehen wollen, wenn die Aufgaben erfüllt sind, die er sich vorgenommen hat. Ist einem die Gemeinschaft das Wichtigste, wird er sich erst dann nach dem Himmel sehnen, wenn die vertrautesten Menschen ihm vorangegangen sind. Und ist einer Moralist, wird er sich gegen den Tod sträuben bis er überzeugt ist, dass seine guten Taten die schlechten überwiegen. Meint einer, er könne im Gedenken der Nachwelt weiterleben, so wird er sein Ende hinausschieben bis er sich ein Denkmal gesetzt hat. Und hält jemand das Leben für eine Art Schule, so wird er darum ringen seine Lektionen auszulernen bevor ihm die Stunde schlägt.

Ganz unterschiedlich bemessen Menschen den Gehalt ihres Lebens. Doch sind sie sich meist einig in der Annahme, dass das Gelingen in ihren eigenen Händen läge. Sie bemühen sich, ihr Leben abzurunden und zu vervollkommen, so wie ein Lehrling sein Gesellenstück abzurunden und zu vervollkommen sucht. Sind die Lebensumstände dazu günstig, so werden sie stolz. Sind sie ungünstig, so hadern sie mit ihrem Schicksal. Am Ende aber soll die Welt anerkennen, dass dieser Mensch „etwas“ aus seinem Leben „gemacht hat“. Und am besten soll auch Gott dem zustimmen und den tüchtigen Verstorbenen mit einer Einladung in den Himmel belohnen.

Doch liegt in alledem ein schwerer Irrtum. Denn dass wir uns selbst vollenden könnten, ist ein Irrglaube. Und dass Gott durch unsere Leistungen zu beeindruckt wäre, ist gleichfalls eine Illusion. Wenn wir gestorben sind, wird uns unser Schöpfer für den stolzen Drang, aus unserem Leben etwas „Ansehnliches“ zu machen, keineswegs loben. Denn in Wahrheit ist es gar nicht unsere Sache, unser Dasein zu rechtfertigen, sondern es ist Gottes Sache. Selbst wenn wir meinen, vor der Welt gut dazustehen, haben wir dennoch mit Gott eine Rechnung offen, die wir nicht begleichen können. Auch der Erfolgreichste kann nicht für sich geradestehen, sondern Gottes Liebe muss für uns alle geradestehen. Und die Frage von vorhin – was man erreichen muss, damit das Leben vollendet sei – ist darum schon im Ansatz falsch. Denn auch wenn ein Leben äußerlich glücklich verläuft, so zählt doch an seinem Ende nicht dieser Verlauf, sondern es zählt allein die Bereitschaft, das mehr oder weniger geglückte oder verunglückte Leben in Gottes Hände zu legen.

Keiner von uns stirbt als „Vollendeter“, sondern wir sterben auf die Vollendung hin, die Gott

einem Sterbenden schenken kann. Keiner von uns wird vor Gottes Richterstuhl sein Leben vorweisen wie ein gelungenes Gesellenstück. Wir werden alle bloß ein Fragment von Leben in Händen halten. Aber das macht nichts. Denn Gott kann und will vollenden, was immer wir ihm vertrauensvoll zu Füßen legen. Er ruft nicht diejenigen zu sich, die etwas „Tolles“ aus ihrem Leben machen, sondern er ruft gerade die Mühseligen und Beladenen, die Unfertigen und Gescheiterten.

Gott hat viel übrig für die, die zerbrochenen Herzens sind – viel mehr als für die Stolzen. Er ist ein Gott, der das geknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht. Und darum würde es keinen Sinn machen, am Grab eines unglücklichen Menschen, der sich selbst tötete, auf die äußere Bilanz des Lebens zu starren und sie schön zu reden, wie wir oft genug unser eigenes Leben schön reden. Nein! Da waren gewiss gute Seiten an dem Verstorbenen, deren wir uns dankbar erinnern können. Aber wegen dieser guten Seiten wird er nicht in den Himmel aufgenommen. Und da waren gewiss auch schlechte Seiten, wie wir sie alle haben. Aber wegen dieser schlechten Seiten wird er nicht vom Himmel ausgeschlossen. Vielmehr ist das entscheidend, ob ein Mensch die Scherben seines Lebens in Gottes Hände legen kann und die Vollendung der Gnade Gottes überlässt. Denn nicht dass wir Scheitern ist das Problem – das tun wir ja alle –, sondern wenn wir mit unserem Scheitern nicht zu Gott flüchten, dann haben wir ein Problem. Nicht dass unsere Lebensprojekte misslingen ist tragisch. Aber wenn wir die Scherben des Misslungenen nicht Gott zu Füße legen, dann wird es tragisch. Denn am Ende zählt nur, wie Gott uns beurteilt. Und er wird uns nicht fragen, ob wir erfolgreich waren, sondern ob wir ihm vertraut haben.

Ist unser Leben glatt gelaufen, und wir legen es Gott zu Füßen, so ist es gut. Ist unser Leben ein Scherbenhaufen, und wir legen es Gott zu Füßen, so ist es auch gut. Ignorieren wir aber Gott, so ist völlig egal, wie unser Leben gelaufen ist, denn dann haben wir so oder so verloren. Sorgen wir uns also nicht um die Toten, für die wir nichts mehr tun können und nichts mehr tun müssen, sondern sorgen wir uns lieber um uns selbst – indem wir uns nämlich, darauf vorbereiten, zu sterben.

Machen wir uns bewusst, dass unser Schöpfer Rechenschaft von uns fordern wird. Halten wir uns die Gnade Gottes vor Augen, die in Christus erschienen ist. Und üben wir schon mal das Loslassen. Denn unsere Augen müssen einmal Abschied nehmen von allem, was sie auf dieser Welt gesehen haben, um sich nur noch auf die Herrlichkeit Gottes zu richten. Und unsere Ohren müssen Abschied nehmen von allem, was sie auf dieser Welt gehört haben, um nur noch Gottes Wort zu hören. Die Hände müssen Abschied nehmen von der Arbeit und von den Besitztümern der Welt, um sich für Gottes ewige Gaben zu öffnen. Und die Füße müssen Abschied nehmen von den Straßen dieser Erde, um ihren Weg zu Gott zu gehen. Seien wir bereit dazu, wann immer es Gott gefällt, und leben wir bis dahin unser Leben so, wie wir am Tage unseres Todes wünschen werden, es gelebt zu haben...

***In die einsame, stille, freie Gottheit trage
deinen unnützen, hässlichen Seelengrund,
der überwachsen ist mit Unkraut,
ledig alles Guten
und voll der wilden Tiere.
Gott entgegen trage deine Finsternis,
die allen Lichtes entbehrt,
und lass ihn dich erleuchten.***

Johannes Tauler